

Theodor Fontane und Prinz Heinrich von Hessen

Als sich Fontane im August 1884 am Fuß der Schneekoppe in Krummhübel erholt, wird er mit dem Schmiedeberger Amtsrichter Dr. Georg Friedlaender näher bekannt. Aus dieser Bekanntschaft entwickelt sich eine dauerhafte Freundschaft, die durch einen verhältnismäßig lebhaften Briefwechsel in stetiger Bewegung gehalten wird. Dieser Briefwechsel endet fast genau vierzehn Jahre später im August 1898, als Fontane drei Wochen vor seinem Tode einen Gruß von Karlsbad nach Schmiedeberg sendet. Fontane, seit der Mitte des Jahrhunderts als Dichter und Schriftsteller tätig und seit dem Jahre 1860 in Berlin sesshaft, geht im Sommer 1884 auf seinen 65. Geburtstag zu. Friedlaender, Sohn eines Berliner Archivrats, ist damals erst 41 Jahre alt. Von dem Briefwechsel der beiden Männer sind nur die Briefe Fontanes erhalten geblieben; Friedlaenders Tochter Elisabeth hat sie uns gerettet. Kurt Schreinert verdanken wir die vollständige Ausgabe dieser Briefe, eine Ausgabe, die sich nicht nur durch eine wichtige Einleitung auszeichnet, sondern auch durch eine Fülle von Anmerkungen, die im einzelnen erst das Verständnis vieler Briefe erschließen¹.

Vor allem weiteren sei daran erinnert, was die Zeit vom Jahre 1884 bis zum Jahre 1898 im Schaffen Fontanes bedeutet. Im Jahre 1878 war ‚Vor dem Sturm‘, Fontanes erster Roman, erschienen. Als wenn gestaute Kraft sich befreie, folgte vom Jahre 1880 an Prosaerzählung auf Prosaerzählung. In der Zeit des Briefwechsels erschienen ‚Unterm Birnbaum‘ (1885), ‚Irrungen, Wirrungen‘ (1888), ‚Stine‘ (1890), ‚Unwiederbringlich‘ (1891), ‚Frau Jenny Treibel‘ (1892), ‚Effi Briest‘ (1895), um nur besonders Beachtenswertes zu nennen. Auch der ‚Stechlin‘, der erst 1899 herauskam, war selbstverständlich vor dem Ende des Briefwechsels druckfertig. Aus der Sicht eines unbestechlichen Beobachters wird gesellschaft-

liches Dasein des späteren 19. Jh. durch die zeichnende Kraft einer treffsicheren Sprache in die Höhe künstlerischer Darstellung gehoben. In den Briefwechsel mit Georg Friedlaender dringt freilich davon fast nichts ein, wie es eine nicht seltene Eigenschaft von Dichtern ist, daß sie ungern über das sprechen, was sie in ihrer Arbeit beschäftigt. Aber was zwingt denn über das Persönlichste hinaus den Berliner Schriftsteller und den am Riesengebirge tätigen Juristen immer wieder zusammen, obwohl sie sich durch Alter, Herkunft, Lebensgang, Beruf, und Umwelt unterscheiden?

Georg Friedlaender brachte, wie wir aus Fontanes Briefen erschließen können, für diesen ungewöhnlichen Briefwechsel besondere Eigenschaften mit. In ihm verband sich heller Verstand und Freude an Menschenbeobachtung mit einer gewissen Fähigkeit, Erfahrenes zu gestalten und damit dem Anekdotischen und Novellistischen anzunähern. Gelegenheit gab es dafür in dem schlesischen Gebiet südlich Hirschberg genug. Auch war es wohl ein nicht geringer Ehrgeiz, der Friedlaender dazu trieb, mit Menschen von Stellung und Ansehn in Verkehr zu kommen, und sein Beruf ließ ihn oft in verworrene Verhältnisse hineinsehen. Fontane aber, der von Haus aus allem aufgeschlossen war, was Eigenart hatte oder aus der Regel fiel, mußte in seinem die Nerven anspannenden Schaffen hungrig nach dem greifen, was ihm von Schmiedeberg her an Menschlichem und Allzumenschlichem zugebracht wurde: „Denn Schmiedeberg (so sagt er im Oktober 1890) ist nun mal Hochburg der Romantik, wo alle 14 Tage mehr los ist, als in einem märkischen Neste während eben so vieler Jahre“ (S. 136). Damit ist jedoch zu wenig gesagt. Fontanes Antworten zeigen uns, daß die Schmiedeberger Berichte in seinem seelischen Haushalt noch eine andere Aufgabe hatten, als ihn anzuregen und in Menschenkenntnis zu bereichern.

¹ Theodor Fontane. Briefe an Georg Friedlaender. Hg. u. erl. v. K. Schreinert (Heidelberg 1954) 8^o XXIII, 400 S. — Man vgl. meine kurze Besprechung → Wirkendes Wort 6 (1955/56) 54/55.

Indem er die Ansichten des Freundes mit oder ohne Ratschläge bejaht oder verneint, befreit er sich von vielem, was ihn in bewegter und kritischer Zeit bedrängt oder belastet. Der gepflegte Betrachter des Lebens, der Fontane war, weicht gern dem öffentlichen Kampf aus; er nennt die „gesicherte Rückzugslinie“ sein Lebensideal. Und der schaffende Künstler in ihm sucht stets ausgewogene Urteile. Doch in den Briefen an den jüngeren und ortsfremden Amtsrichter gibt der Mensch Fontane seinen erregten Gefühlen mit beherrschter Lässigkeit einen freieren Auslauf. Dahin gehört nicht nur, daß er im Sommer 1887 erklärt, „über Nacht ins Resignationslager“ übergegangen zu sein, sondern auch und vor allem, daß er nach einem Geständnis aus dem Frühjahr 1890 vom hohen und niedern Adel abrückt. Es ist eine Frage für sich, wie stark dies Abrücken dadurch veranlaßt wird, daß sich der Adel am 13. Dezember 1889 vom 70. Geburtstag des Wanderers durch die Mark fernhielt, wozu wohl verbreiteter Unwille über den Roman ‚Irrungen, Wirrungen‘ beigetragen hat. In jedem Falle gilt von da an für Fontanes Stellung zum Adel der Satz vom September 1890: „*Meine rein nach der ästhetischen und novellistischen Seite hin liegende Vorliebe bleibt dieselbe, aber Verstand, Rechts- und Selbstgefühl lehnen sich gegen diese Liebe auf und erklären sie für eine Schwäche*“. In diesem Zusammenhang gehören Fontanes Äußerungen über den Prinzen Heinrich von Hanau, dem Friedlaender vorübergehend näher kam. Doch ehe wir uns mit diesen Äußerungen beschäftigen, muß ein Wort über den Prinzen gesagt werden, von dem ich nur berichten kann, was mir Philipp Loschs Nachruf im ‚Hessenland‘ zusammen mit den knappen Angaben in C. Knetschs genealogischem Werk ‚Das Haus Brabant‘ vermittelt².

Prinz Heinrich, als Graf von Schaumburg am 8. Dezember 1842 in Kassel geboren, war der fünfte und vorletzte Sohn des Kurfürsten Friedrich Wilhelm aus seiner Ehe mit Gertrude Lehmann, einer geborenen

Falkenstein aus Bonn. Die schöne, von Haus aus vermögende Rheinländerin wurde durch einen Regierungsakt ihres Mannes im Jahre 1831 Gräfin von Schaumburg, im Jahre 1853 Fürstin von Hanau, eine Erhebung, die Kaiser Franz Joseph anerkannte. Im Jahre 1852 hatte der Kurfürst für seine unmittelbaren Erben Güter in Böhmen erworben, die dem jeweiligen Inhaber des Familienfideikommisses den Titel Fürst von Hanau und zu Horowitz (spr. Horschowitz) eintrugen³. Außerdem wurden alle Söhne des Kurfürsten mit dem Regierungsakt des Jahres 1853 Prinzen von Hanau, ohne damit ihren Rang als Grafen von Schaumburg aufzugeben. Ich erinnere an diese Tatsachen, weil wir sie für Fontane brauchen. Prinz Heinrich, seit dem Jahre 1862 Leutnant im kurhessischen Leibgarderegiment, siedelte im Jahre 1867 mit seinem Vater nach Prag über. Schon daraus wird deutlich, daß er seinem Vater eng verbunden war. Er hat denn auch die Rechtsauffassung des Kurfürsten hartnäckig in der Öffentlichkeit vertreten. In diesem seinem Vorgehn erhob er sogar trotz der bürgerlichen Herkunft seiner Mutter Ansprüche auf das in Hessen verbliebene kurfürstliche Vermögen. Der zähe, aber schon durch Familienschicksal unruhige Prinz trat im Jahre 1884 in Paris zum römisch-katholischen Glauben über, dem auch seine Mutter vor ihrer amtlichen Ehe mit dem Kurprinzen bis zum Jahre 1830 angehört hatte. Ob den Prinzen seine musikalische und literarische Begabung bewogen hat, längere Zeiten in Berlin zu wohnen? Jedenfalls mag er von Berlin her das Riesengebirge aufgesucht und dadurch den wenige Monate jüngeren Georg Friedlaender kennengelernt haben. Im Januar 1905 trat ein, was er nie erwarten konnte. Nach dem kinderlosen Tode seiner drei älteren Brüder, die in Horowitz erberechtigt waren, wurde er selbst noch Fürst von Hanau. Von Prag aus beteiligte er sich an klugen Vorschlägen für eine Aufgliederung Österreich—Ungarns, die den Nationalitätenkampf aufheben sollte. In den Jahren 1910 bis 1912 setzte er sich unter dem

² Hessenland 31 (1917) 228—231. — Das Haus Brabant (Darmstadt 1929) 181, XXXI, 23.

³ Vgl. Ph. Losch: Der letzte deutsche Kurfürst (1937) 91.

schlichten Namen Heinrich Hanau öffentlich für diese Vorschläge ein. Für Deutschland machte er sich damals Gedanken über die elsässische, dänische und braunschweigische Frage. Das ist zwar Vergangenheit, bleibt aber doch der Erinnerung wert. Wegen Fontanes Äußerungen darf nicht übergangen werden, daß er so etwas wie einen demokratischen Prinzen und Fürsten darzustellen suchte. Das zeigt sich auch in seiner späten, allzu späten Ehe. Im Juni 1917 heiratete der damals 75jährige Fürst die katholische Ostpreußin Martha Riegel; schon am 19. Juli des gleichen Jahres starb er mitten im ersten Weltkrieg nach einem Sturz in dem Prager Schloß, das sich der Kurfürst am Ende des Jahres 1867 gekauft hatte. Soweit meine Kenntnisse reichen, der interessanteste und talentierteste der Kurfürstensöhne! Was aber hat Fontane zu sagen, als Georg Friedlaender den Prinzen erwähnt? Schon die künstlerisch zugespitzte Sprechweise Fontanes verlangt, daß wir diese Stellen wörtlich aufnehmen.

Am 14. Dezember 1891 schreibt der 72-jährige Fontane aus seiner Berliner Wohnung (Potsdamer Straße 134c): *„Dieser Prinz, natürlich auch ein Heinrich, ist ja wieder ein wundervoller Knopp! Allerdings bekenne ich Ihnen offen, daß ich mir, jetzt am Ende meiner Tage, von solchen wunderbaren Heiligen lieber erzählen lasse, als mit ihnen lebe. Schließlich sind es doch, bei allem novellistischen Reiz, sehr fragwürdige Gestalten, und diese fragwürdigen Gestalten nicht bloß als interessante Romanfiguren, sondern ganz ernsthaft auch als Hoheiten und „Dorchläuchtungs“ behandeln zu müssen, wäre mir unbequem. Es ist mein Unglück, daß ich das „Hoheitliche“ nie recht einsehen kann und mit meiner Devotion selbst da noch ungeschickt hantire, wo sie, nach allgemeiner Annahme, hingehört. Also Wirth oder Gast solcher Prinzlichkeit, weil man da direkt ins Gefecht geführt wird, möchte ich nicht sein, aber in einem Saal, von einer Musikantenloge her, Augen- und Ohrenzeuge zu sein, — das wäre mein Geschmack. Seine 7 Millionen wird er nie krie-*

gen; ich kenne keinen Fall, wo Preußen nachträglich auch nur einen Sechser 'rausgerückt hätte. Dabei verwundert mich seine „Prinzlichkeit“ und das Maß der sich darauf stützenden Ehrenbezeugungen. Er wird ja wohl „Prinz“ sein, obschon ich nicht weiß, worauf hin. Der alte Kurfürst — ein größerer Autokrat als der Kaiser von Rußland — konnte ihm natürlich in seinem Lande jeden Titel geben, wie ich meinen Hund in meinen 4 Pfählen Don Pedro oder Königin Isabella nennen kann, draußen in der Welt aber geht das glaub ich nicht. Die illegitimen Königssöhne in Preußen waren nie mehr als Grafen (Graf von der Mark, Graf Brandenburg) und in England ist es ebenso, wo man ihnen noch, als Bastardstempel, ein „Fitz“ (Lord Fitz-William etc.) anhing. Wenn Sie mit Heinrich VII. oder IX., ich bin der Zahl nicht sicher, darüber sprechen, so wird er wohl meiner Meinung sein und sich deshalb auch retiré gehalten haben“ (S. 165/166). Ich denke, wir sind gerüstet genug, um diese im Witz spielenden Bemerkungen Fontanes ohne viel Erläuterung beurteilen zu können. Das Tragikomische an ihnen ist, daß Fontane am Prinzen und an sich selbst dem Menschen gerecht werden will und doch nur ausspricht, was zu jener Zeit die Fama über einen hessischen Fürsten oder Prinzen von Hanau vom legitim-fürstlichen Standort aus zu verbreiten hat. Das Unglück der kurprinzlich-kurfürstlichen Ehe war ja, daß sich der Kurprinz und nachmalige Kurfürst das Recht auf eine von ständischen Vorurteilen freie Liebesheirat erzwang, ohne die geltenden Anschauungen aufheben zu können oder zu wollen, wie er denn auch von den erbberechtigten Kindern eines hessischen Fürsten von Hanau verlangte, daß ihre Mutter mindestens eine Gräfin sei. Die Söhne des Kurfürsten haben das, jeder in seiner Weise, ausdulden müssen. Fontanes Hinweis auf einen „Heinrich VII. oder IX.“ leitet sich davon her, daß in Friedlaenders Nähe der auch von Fontane geschätzte Prinz Heinrich IX. der jüngeren Reußschen Linie als Landrat auf seinem Schloß Neuhof saß⁴. Dieser Prinz Reuß hatte sich also nach

⁴ Man vgl. das Register der Briefausgabe S. 396.

Friedlaenders Bericht gegenüber dem Hanauer Prinzen reserviert verhalten. Man spürt etwas von der Einsamkeit, die fast schicksalmäßig den Prinzen Heinrich umgab. Es mögen übrigens den Prinzen Reuß zu seinem Zurückziehn vor allem oder nur die Ansichten des Hessen bewogen haben.

Schon am 14. Januar 1892 kommt Fontane erneut auf den Prinzen Heinrich zu sprechen. Er ist „aufs lebhafteste“ interessiert, was Friedlaender über die von ungefähr im Hirschberger Tal auftauchenden merkwürdigen Gestalten berichtet, zu denen er auch den Prinzen Heinrich rechnet. Er meint aber, daß Friedlaender mehr aus diesen Gestalten mache, als „diese höheren Aventuriers“ verdienen. Und er fährt dann fort: „So z. B. behandeln Sie den Prinzen v. Hanau immer als ob er der letzte Stuart oder der letzte Wasa wäre. Da steckt, Pardon, was Falsches drin. Selbst wenn er wirklich der „letzte Hesse“ wäre, kann ich ihm einen berechtigten Weltschmerz nicht zugestehn, er ist aber im günstigsten Falle das Produkt einer Mesalliance. Ich bitte Sie, wenn blos alle die preußisch-mecklenburgischen Mesalliancekinder (Mecklenburg war eine vollkommene Zuchtanstalt; „Zucht“ und „Zucht“ wie verschieden in diesem Falle) wenn alle diese Mesalliancekinder mit einem dicken Kopf umherlaufen wollten, so müßte die Prinzlichkeits- oder richtiger Bastardsschwermuth eine Zeiterrscheinung bilden wie die Influenza. Dann, welche Unverschämtheit einen Mann wie Treitschke einen „historischen Lumpen“ (das Wortspiel ist das Beste dran) zu nennen, ein Mann, dessen „Verbrechen“ darin besteht, uns aus der Zeit der verkauften 10,000 Landeskinder miterlöst und eine deutsche Nation hergestellt zu haben“ (S. 168/69). Wir können uns in gewandelter Zeit jedes ausgreifende Wort darüber ersparen, wie der sonst so vornehme Fontane hier nicht gerade geschmackvoll den ihm unbekanntem Prinzen, den Sohn einer fürstlich-bürgerlichen Ehe, einordnet, was zudem nicht recht zu seiner damals bereits betonten Fortschrittlichkeit paßt. Der Hauptanlaß für Fontanes Wendungen ist klar gegeben. Seine Vorstellung vom Ablauf der

deutschen Geschichte ist bis in die Gesinnung hinein durch Heinrich Treitschkes glänzend geschriebene ‚Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert‘ bestimmt, deren vollendete Teile 1879, 1882, 1885 und 1889 erschienen. Dort muß er das Kapitel Kurhessen gelesen haben, in dessen Darstellung schroff von einem protestantisch-neupreußischen Standort aus geurteilt wird. In diesem Abschnitt eröffnen den Übergang in die neuere Zeit die Worte: „Der ganze Unsegen fürstlicher Willkür brach über Hessen — ein verhängnisvoller Anachronismus — erst nach dem siebenjährigen Kriege herein“, und ferner: „Seit Landgraf Friedrich II. beginnt im Hause Philipps des Großmütigen, stetig fortschreitend, eine rätselhafte Entartung, in vier Generationen geht der Ruhm fünf reicher Jahrhunderte schmählich verloren, bis dies weiland ehrenreiche Fürstengeschlecht endlich seinem treuen Volke selber zum Ekel wird und unbeweint ins Verderben stürzt“. Man darf annehmen, daß Fontane eigens für diesen seinen Brief den ‚Treitschke‘ nachgeschlagen hat, ohne recht zu beachten, wie die gleiche Darstellung auf einen Sohn des letzten Kurfürsten wirken mußte, der in Verehrung an seinen Vater dachte.

Es wäre zu billig, dem erregten Fontane hier mehr abzuverlangen, als er aus seiner Berliner Umwelt heraus herzugeben vermochte. Wir dürfen um so nachsichtiger sein, als er sich bereits am 12. Februar 1892 erheblich verbessert: „Und noch ein Wort über den Hanauer. Ich war in Sorge, daß ich ihn in meinem vorigen Briefe, wenn auch mit Einschränkungen, einen „Aventurier“ genannt hatte. Es war nicht böse gemeint, beinah schmeichelhaft in dem Sinne, daß jemand einfach der „Frau Aventure“ nachzieht; ich konnte aber doch nicht wissen, ob Sie der Ausdruck nicht vielleicht verdrießen würde. Daß Sie von dem feinen und forschen Herrn so eingenommen waren, hat mich nur herzlich erfreut, es wäre mir gewiß ebenso ergangen, allem Aristokratischen, auch wenn es schon einen kleinen Stich hat, wohnt ein mich ästhetisch befriedigendes Element inne, das mich momentan ganz ge-

fangen nimmt“ (S. 171). Nach einem an sich berechtigten Ausfall gegen angebliche Gesinnungstüchtigkeit, die nichts als Eitelkeit, und gegen angebliche „Treue“, die nichts als Vorteilswahrnehmung sei, gesteht er dann mit einem Blick auf den „Welfismus“, die Paladine gestürzter Häuser hätten immer seine Sympathien gehabt, sie dürften jedoch „nicht ganz hoffnungslos“ auftreten: *„Bei Hoffnungslosigkeit wird es Unsinn und hat nur Unglück und nichts als das im Gefolge“*. Ob der letzte Satz bei einer Anwendung auf den Prinzen Heinrich in der Luft hängen würde? Ich wage nicht zu entscheiden, wieweit der Prinz im temperamentvollen Gespräch in haltlosen Ansprüchen gehn konnte. Nebenbei sei erwähnt, daß diese Briefstelle Fontanes so klingt, als wenn er die Treitschkesätze seines vorigen Briefes vergessen hätte.

Nur noch einmal kommt Fontane auf den Prinzen Heinrich zu sprechen, diesmal in einer etwas dunkeln Anspielung. Er stellt ihn mit dem Kommerzienrat Heinrich Richter zusammen, der in Arnsdorf nördlich Krummhübel lebte, wobei man den Vornamen „Heinrich“ beachte⁵. Der bewegliche Fabrikant und seine Familienverhältnisse haben Fontane, der Skandale ästhetisch zu genießen wußte, immer wieder beschäftigt. Am 22. April 1892 schreibt er nach Schmiedeberg: *„Und nun die beiden Heinriche! Wenn ich 45 statt 72 wäre, so ließe ich es mir nicht entgehen, diese beiden Gestalten in einem Roman, etwa unter dem Titel „die beiden Ladislaus“ zu schildern; ich würde die Geschichte dann nach Posen oder Westpreußen in das Warthebruch oder die Weichselniederung verlegen und die Schmiedeberger Gestalten als Nebenfiguren weidlich ausnutzen. Grundidee wäre: „Geld besorgt alles“, — ein Glaube, der sich beständig in meiner Seele mehr festigt“* (S. 175). Nach humorvollen Sätzen über das Zusammengehören von öffentlicher Achtung und Reichtum fährt er fort: *„Dichter sind gut, wenn sie eingebunden vor einem stehn, so lange sie im Bettlermantel schmuddlig, hungrig und dünkelfhaft vor einem her stol-*

zieren, können sie mit Heinrich dem Reichen von Arnstorf nicht concurriren. Und wenn ich so denke, der ich vor dem goldnen Kalb nie getanzt habe, wie erst die andern! Und nun gar Prinzen, die sich genirt fühlen, weil sie jeden Tag mehr Geld brauchen, als sie haben“ (S. 176). Was heißt das alles? Prinz Heinrich hat sich offenbar von dem reichen Kommerzienrat Richter fast notgedrungen imponieren lassen. Denn gewiß traf Fontane nicht daneben, wenn er des Prinzen Tanz „vor dem goldnen Kalb“ mit dessen Geldsorgen erläuterte. Geschäftstüchtig sind die Prinzen von Hanau nicht gewesen. Solange Prinz Heinrich noch nicht fürstlichen Rückhalt an Horzowitz hatte, werden ihn seine Heimatlosigkeit und das Spiel seiner Liebhabereien an einem wirtschaftlich ausgeglichenen Dasein nur zu oft gehindert haben. Fontane hatte für so etwas viel Verständnis. Er wußte zwar sich selbst in ein Leben behaglicher Entsagung zu schicken, aber alles Kleinzügige, die „Sechsdreier-Parvenuschaft“, schätzte er nicht.

Schade, daß uns die Briefe Georg Friedlaenders fehlen. Sie haben zum mindesten andeutend über das Auftauchen und Gebahren, die Ansichten und Wünsche des Prinzen berichtet. Fontanes zum Teil ironische oder abwehrende Antworten stellen einen Unbekannten in allgemeinere Zusammenhänge. Nimmt man dies Allgemeine weg, so bleibt nicht viel, was uns die Person des Prinzen näher bringt. Aber wenn man auf dies Wenige genauer hinhört, wird man merken, daß der Prinz dem kritischen Alten nicht unsympathisch sein konnte. Das bezeugen zwei charakteristische Wendungen: Der in Schmiedeberg erscheinende Prinz ist für Fontane „ja wieder ein wundervoller Knopp!“, und derselbe Fontane hält trotz aller Einwände für gewiß, daß er von dem „feinen und forschern Herrn“ eingenommen gewesen wäre. Wohl gemerkt, hier spricht kein Hesse, sondern einer, der mit der Mark und dem preußischen Berlin eng verbunden ist. Wer Fontanes Sprache kennt, vernimmt das klare Lob, das in der Kopplung von „fein und forsch“ ausgesprochen ist.

⁵ Vgl. das Register der Briefausgabe S. 396 unter „Richter, Marie, geb. Eberly“ und „Richter, Heinrich“.

Doch wir dürfen damit nicht abbrechen. Denn es stellt sich die Frage, wie wohl das, was der 73jährige Fontane über den 50-jährigen Prinzen Ende 1891 und Anfang 1892 gesagt hat, im allgemeinen auf Leser der Fontane-Briefe wirkt. Sehr selten dürfte sein, daß Leser von der Person des Prinzen angezogen werden. Haften wird jedenfalls, was sich in Fontanes Urteilen auf die Welt der letzten althessischen Fürsten bezieht: Der „alte Kurfürst“ ein „größrer Autokrat“ als der russische Kaiser; der Prinz „im günstigsten Falle das Produkt einer Mesalliance“ und zugleich ein Unverschämter, der einen Historiker schmäht, der mitgeholfen hat, die „Zeit der verkauften 10,000 Landeskinder“ aufzulösen und eine „deutsche Nation“ herzustellen. Natürlich läßt sich gegen diese Urteile, die nur in ihrer sprachlichen Form originell sind, ohne viel Mühe Einschränkendes vorbringen: Aus ihnen spreche eine eng preußische Staatsauffassung, die sich mit einer grundsätzlich nationalliberalen Geschichtsauffassung des späteren 19. Jh. verbunden habe; dadurch müßten verantwortliche Persönlichkeiten des späten 18. und des frühen 19. Jh. verzeichnet werden, wie man auch über ihre Politik und über Einzelheiten ihres Lebens denke. Aber man täusche sich nicht, derartige Einwände heben die Wirkung der Fontaneworte auch dann schwerlich auf, wenn man sie durch das verstärkt, was die Forschung zu den Subsidienvträgen des 18. Jh. und den kurhessischen Verfassungskämpfen beigebracht hat. Ich glaube nicht, daß sich mit mehr oder minder glücklichen Ehrenrettungen, die sich auf dies und das beziehen, ein verhältnismäßig geschlossenes Geschichtsbild verändern läßt, weil ein solches Ganzes nicht erst nachträglich aus Teilen zusammengesetzt ist. Wichtiger scheint mir etwas anderes zu sein. Wir

stehn seit dem Anfang des 19. Jh. in einer großen geschichtlichen Umwälzung, der sich die beiden Weltkriege einordnen. Von der Gegenwart aus läßt sich mit Vorsicht etwa folgendes sagen: Nicht nur die Welt des alten, noch dem 18. Jh. zugehörigen Reiches und die ihr folgende Zwischenwelt des deutschen Bundes sind dahin, auch das ist weitgehend dahin, was wir hier vereinfachend die Bismarcksche Lösung der deutschen Frage nennen wollen. Das heißt aber, daß die deutsche Geschichte im Rahmen der europäischen Geschichte nach der Zukunft offen steht. Da lohnt es, aus einer neuen Aufgeschlossenheit die deutschen und europäischen Verhältnisse des späten 18. und des frühen 19. Jh. in die ihnen eigenen zeitbedingten Horizonte zu stellen. Im Zuge solchen Bemühens können aber gerade diejenigen Landesgeschichten, die durch die Ereignisse des 19. Jh. abgeschaltet werden, eine erhöhte Bedeutung gewinnen. Denn die Gesichtsfelder, die zu den Vergangenheiten dieser Landesgeschichten gehören, sind, wenn ich nicht irre, im Geschichtsdanken noch nicht so auf ein bestimmtes späteres Ergebnis eingeengt, wie dies bei der preußischen und preußisch-deutschen Geschichte der Neuzeit durch ihr Ablaufgesetz und durch Bismarcks Leistung geschehn ist. Das sind Erwägungen, die über die Urteile wegschreiten, zu denen sich Fontane durch Friedlaenders Berichte über den Prinzen Heinrich von Hanau angeregt fühlte. Mit ihnen kehren wir nochmals zum Prinzen zurück. Denn so wenig von höherer Warte das persönliche Schicksal dieses hessischen Landeskinds zählt, das sich mit einer sehr bedingten „Prinzlichkeit“ abzufinden hatte, es ist zugleich ein geschichtliches Schicksal, das über sich hinausweist. Das schwingt auch in Fontanes kritischen Bemerkungen mit. Friedrich Neumann